

Sittenmandate, Steuerdefraudationen und andere Bilder aus dem Städteleben der alten Zeiten

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

beschwerlich fallen. Doch mit der inzwischen ganz sacht vollzogenen Rückkehr in den Kreis häuslichen Wirkens und zur frühern Tracht haben die japanischen Mamas ihren Sprößlingen auch das, was ihre eigene Jugend einst inmitten eines stillen Familienglückes so freundlich erhellt, aus der Kumpelkammer hervorzukramen und

wieder zu Ehren zu bringen begonnen. Heut wie vormals sieht man japanische Kinder niemals träge und ungezogen herumlungern, sondern in geeigneten Winkeln mit irgend einer vergnüglichen, der Ausbildung des Körpers oder Witzes dienenden Unterhaltung, einem nie völlig wertlosen Spiele beschäftigt.

Dr. Kurt Voel, Bern.

Sittenmandate, Steuerdefraudationen und andere Bilder aus dem Städteleben der alten Zeit.

Wir alle haben in der Schule ein paar Jahre Schweizer Geschichte genossen. Was wir da über das Leben unserer Altvordern erfahren haben, ist nicht viel. Gewiß, es hat einen wichtigen Teil ihres Wirkens ausgemacht, was man uns mitteilte; aber die Kämpfe und wieder Kämpfe, Eroberungen, Kriegsbündnisse und Friedensschlüsse und dazwischen einmal eine Verfassungsänderung waren doch nicht alles. Und über das andere, das tägliche Leben in den Städten zur alten Zeit, die Beschäftigungen, mit denen uniere Vorfahren neben ihrer Handwerksarbeit die Zeiten zwischen den Kriegen ausfüllten, und die Anschauungen, die sie über die Welt außerhalb ihrer festen Städte hatten, ist uns nichts gesagt worden. Wir können, wenn wir durchs Landesmuseum schreiten, uns die Zimmer ohne Mühe gegenwärtig machen, in denen die alten Eidgenossen gelebt, wir sehen die Tische, an denen die Junjtgesellen geseßen, die Becher, aus denen sie getrunken; aber wenn wir wissen wollen, worüber sie gesprochen haben und was ihre Gedanken für gewöhnlich erfüllte, wenn gerade keine Kriegsgefahr und kein besonderer städtischer Skandal die Aufmerksamkeit absorbiert hatten, so läßt uns auch das Museum im Stich. Es wäre ungerecht, die Schuld hierfür, wie heutzutage der erste Gedanke zu sein pflegt, in unserm Schulsystem zu suchen. Nicht nur die Geschichtslehrer, auch die moderne Geschichtsforschung weiß nicht allzuviel darüber. Und auch das, was sie in den letzten Jahrzehnten, oft durch mühsame Kombinationen aus Urkundenbüchern, herausgefunden hat, ist erst zum allergeringsten Teile schon in die lebendige Form gegossen worden, die die Ergebnisse der Wissenschaft populären Zwecken dienlich macht. So müssen wir denn, wollen wir mehr erfahren, nach auswärts wandern und sehen, ob wir nicht anderswo eine Quelle finden, die uns über das Leben und Treiben auch in den schweizerischen Städten der alten Zeit Aufschluß geben kann. Der glückliche Zufall will es, daß wir eine solche Fundgrube besitzen, und ein noch besserer Zufall hat bestimmt, daß diese Quelle nicht weniger unterhaltend als belehrend ist.

Unsere Altvordern, die so trefflich mit dem Schwerte dreinzuschlagen und so schlaue politisch zu manövrieren wußten, verstanden es weniger mit der Feder umzugehen. Noch zur Zeit ihrer glänzendsten Waffentaten während der Burgunderkriege mußten die Stellen der Stadtschreiber, also der obersten politischen Sekretäre, häufig genug mit „Schwabern“ besetzt werden. Daß ein Mann, der nicht zur Schreiberzunft gehörte oder kein Geistlicher war, ohne Not zur Feder gegriffen und Beob-

achtungen und Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet hätte, war so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Anders stand es damals in Italien. Da weckte die Verührung mit den Großen der Renaissanceliteratur auch bei den Leuten, die beruflich als Bankiers oder Großindustrielle tätig waren, die Lust an künstlerischem literarischem Schaffen, und zur Lust kam die größere Fertigkeit in der Kunst der Darstellung, die die Italiener ihrer alten Kultur und ihren behaglichen Verhältnissen verdankten. Nirgends mehr war dies der Fall als in der „Blumenstadt“ am Arno, in der alle geistigen Bewegungen Italiens als in ihrem Zentrum zusammentrafen, in Florenz. Dort lebte auch der Mann, der ein rechter Vertreter dieser reichen, kunstverständigen Kaufmannsaristokratie war, der Novellist Franco Sacchetti, aus dessen Geschichtenbuch wir einiges mitteilen möchten. Das äußere Leben des Erzählers bietet nichts Bemerkenswertes; es verlief so, wie das der meisten Florentiner aus den alten guten Familien, die sich dem Kaufmannsberuf gewidmet hatten. Wie alle tüchtigen Kaufleute, mußte der junge Franco (er war ungefähr 1335 geboren) sich zuerst gründlich auswärts umsehen; neben einem Aufenthalt in verschiedenen italienischen Städten finden wir ihn auch in Slavonien tätig. Als er seine Lehrjahre absolviert hatte, kehrte er in seine Heimatstadt Florenz zurück, und wie es seinen Fähigkeiten und dem Rang seiner Familie entsprach, ward er nun in verschiedene Behörden gewählt, etwa auch als Gesandter verwendet. Daneben trieb er sein Geschäft eifrig weiter und führte so ein behagliches, wenn auch von häuslichem Ungemach nicht ganz freies Leben, bis er etwa im Jahre 1400 vom Tode dahingerafft wurde. Soweit



Japanische Kinder Spiele Abb. 5. Das Schen=Spiele.

wäre es nun ein Leben wie hundert andere. — Aber Franco Sacchetti war nicht nur Kaufmann und Bürger; er war daneben noch Dichter, und besonders hatte es ihm sein großer Landsmann und Zeitgenosse Boccaccio angetan. Kaum war dessen „Decamerone“ erschienen, so dachte Franco, ob er nicht etwas Nehnliches schaffen könnte, und er ging hin und schrieb auch einen Band Novellen nieder, nur daß es nicht hundert waren, wie bei dem Meister, sondern ihrer dreimal soviele. Das ist das Buch, das uns einen so vollständigen Einblick in das damalige städtische Leben gewährt, wie kein anderes mehr. Wohl kann Sacchetti als Poet keinen Vergleich mit seinem Vorbilde aushalten; aber gerade das macht seinen Vorzug aus, wenn wir ihn als historische Quelle verwerten wollen. Boccaccio war vor allem ein Künstler, ein Mann, dem seine dichterische Neigung über alles ging, der es deshalb auch finanziell nie auf einen grünen Zweig brachte und dies wohl wußte, ohne sich darüber zu ärgern; so scharf er nun auch beobachtet und so realistisch er auch erzählt, so haben doch all seine Geschichten die imaginäre Harmonie erhalten, die das Leben nicht gibt, die wir aber gerade in der großen Kunst suchen. Ganz anders Sacchetti. Er beurteilt die Welt nicht vom Standpunkt des Künstlers, sondern von dem des Florentiner Großkaufmanns aus. Er behandelt die Menschen und die Verhältnisse in seinen Novellen nicht anders, als er sie im Leben gesehen hatte, und vergißt auch in der Kunst die Manküen nicht, die er als Kaufmann z. B. gegen die vom Kriege lebenden Condottieren und die allen Handel mit ihren unverständlichen Rechtskniffen störenden Juristen hegt. Und ob eine Novelle künstlerisch abgerundet ist, erscheint ihm gleichgültig, wenn sie nur wahr ist oder wenn sich wenigstens eine praktische Moral daraus ziehen läßt. So hat er denn auch seine Geschichten und Figuren nicht frei erfunden oder aus Erzeugnissen der Phantasie übernommen; sondern er erzählt wieder, was er selbst erfahren oder gehört hat, ohne Ausschmückung. Manche seiner sogenannten „Novellen“ würden wir viel eher „Anekdoten aus dem Leben des Verfassers“ nennen; gerade diese werden uns die wert-

vollsten Beiträge liefern. Und wir werden sehen: so manches auch das mittelalterliche Florenz von unsern Städten unterschied, es gab doch vieles, was bei uns ebenjogut hätte passieren können.

* * *

Die eifrigen Debatten, die kürzlich in Zürich über die Einführung einer Polizeistunde stattfanden, haben im Rate und in der Presse die Erinnerung an die alten Sittenmandate wieder aufsteigen lassen. Man verglich die Polizeistunde mit den Kleiderordnungen der guten alten Zeit, in denen die hochwohlblöbliche Obrigkeit allen Anfässigen das erlaubte Maximum an Kleiderpracht vorschrieb. Man vergaß allerdings dabei einen Unterschied. Die Polizeistunde verlangen gegenwärtig die Frauen zu ihrem Schutze gegen die Männer; in der alten Zeit, die noch keine Feministen kannte, defretierten umgekehrt die Männer zu ihrem eigenen Schutze, jedenfalls zu dem ihres Geldbeutels, gegen die Frauen. Die Bürger der Stadt Florenz waren da nicht besser und nicht gescheiter als die Schweizer. Es half freilich beiden gleich viel. Hören wir den mit Sacchetti beinahe gleichzeitigen Florentiner Chronisten Villani, so könnte man allerdings, wenn man nicht genau aufpaßt, zunächst meinen, die Männer in Florenz hätten ihr Ziel tatsächlich erreicht. Der Chronist erzählt, wie die Florentiner Stadtväter allen „überflüssigen“ Puz und „unnötigen“ Luxus in strengen Mandaten verboten, und knüpft daran die Bemerkung: „Dank diesen Verordnungen wurde es in der Stadt Florenz mit vielen übertriebenen Ausgaben und übertriebenem Puz besser zum großen Nutzen der Bürger, allerdings auch zum großen Schaden der Seidenhändler und Goldschmiede, die, um ein Geschäft zu machen, vorher jeden Tag neuen andersartigen Schmuck erfanden. Die Verbote wurden von allen Italienern empfohlen und gelobt, und wenn die Frauen überflüssigen Schmuck gebrauchten, so hielt man sie an, sich mit dem erlaubten zu begnügen. Allerdings beklagten sich alle sehr darüber; aber dank den strengen Bestimmungen mußten sie mit ihrem verschwenderischen Luxus aufhören. Freilich fingen sie nun an, da sie keine gezackten



Japanische Kinderpiele Abb. 6. Blumen-Karten.

Kleider mehr tragen durften, sich, soviel sie konnten, fremde und extravagante Kleider machen zu lassen, für die sie sich bis nach Flandern und Brabant wandten, ohne sich um die Kosten zu kümmern. Aber es war trotzdem ein großer Vorteil für die Bürger, daß sie nicht mehr wie früher die übertriebenen Ausgaben für ihre Frauen, Gastmähler und Hochzeiten machen mußten. Die Verordnungen wurden sehr gerühmt, und sie waren ja auch nützlich und gut gemeint; fast alle Städte Toscanas und viele andere italienische schickten nach Florenz, um die Verordnungen zu studieren und bei sich einzuführen...“ Der Chronist hat offenbar die Verordnungen mitberaten und gibt deshalb nicht gerne zu, daß man sich verrechnet hatte; aber schon aus seinen verkauften Ausführungen geht hervor, daß die Frauen sich damals ebenso gut um das Gesetz zu drücken verstanden haben, wie es die Männer in der Regel auch zu tun pflegen, und daß die einzigen, die zu Schaden kamen, die einheimischen Gewerbetreibenden waren, weil die Frauen das, was zu Hause verboten worden war, eben im Ausland anfertigen ließen. Aber noch ganz anders führt uns Sacchetti ins Leben.

Es waren etwa fünfzig Jahre vergangen seit dem Erlaß der Verordnungen, von denen der Chronist erzählt, und noch hatten die florentinischen Regenten nichts gelernt. Wieder einmal hatten es die Frauen zu arg getrieben, und wieder einmal versuchten die Ghemänner in der Regierung, durch Gesetze ihren Geldbeutel gegen die Toilettenbedürfnisse ihrer Frauen zu schützen. Beinahe dasselbe mußten sie wieder verbieten — übrigens auch ein Zeichen, wie wenig die erste Verordnung genügt hatte. „Zu der Zeit, als ich Prior (etwa Regierungsrat) war,“ erzählt nun Sacchetti, „wurde einmal unter mir ein sehr gelehrter Jurist, namens Amerigo, aus der Familie der Amerighi von Pesaro angestellt. Man hatte eben ein neues Kleidermandat gegen die Frauen erlassen und ließ ihn nun kommen und schärfte ihm ein, recht eifrig dafür zu sorgen, daß dieses auch durchgeführt würde. Das versprach er denn auch zu tun. Und nachdem er nach Hause zurückgekehrt und die Verordnung noch einmal durchgelesen, gab er seinen Untergebenen die nötigen Anweisungen und schickte sie hinaus auf die Straße, um eventuelle Uebelthäterinnen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie suchten ein paar Tage und notierten eifrig; dann aber steckte es der Polizeikommissär, der jeden Tag getreulich rapportiert hatte, auf; denn er war über den Verhandlungen mit den widerspenstigen Frauen schon halb von Sinnen gekommen. Und was fand sich alles in seinen Rapporten verzeichnet! Das sollte halb auskommen. Einige Bürger bemerkten, daß die Frauen ganz ungeniert am heiterhellen Tage den Puz trugen, den ihnen das Gesetz ausdrücklich verboten hatte. Da sie nun wußten, daß der Beamte sein Amt noch kaum angetreten hatte und also noch nicht das Recht besaß, zu offenen Gesetzesübertretungen durch die Finger zu sehen, so gingen sie zur Regierung (in den jetzt von allen Fremden respektvoll betretenen Signoriepalast oder Palazzo vecchio) und reklamierten: der neue Beamte scheine wirklich sein Amt ausgezeichnet zu verstehen; denn so hätten



Japanische Kinderspiele Abb. 7. Musik und Tanz.

sich die Frauen noch nie über die Kleidermandate hinweggesetzt wie jetzt. Nun ließ die Regierung den Angeschuldigten kommen und sprach ihm ihre Verwunderung aus über die nachlässige Art, wie er die Kleiderverordnung ausführen lasse. Herr Amerigo aber antwortete folgendermaßen: Meine Herren, ich habe mein ganzes Leben Jurisprudenz studiert und meinte auch, etwas zu wissen; jetzt sehe ich aber, daß damit nichts ist. Denn als ich mit den Frauen wegen des von euch verbotenen Puzes zu tun bekam, da stieß ich auf Argumente, wie ich sie in keinem Gesetzbuche gefunden habe. Ich will euch nur einige anführen. Da kommt eine Dame daher, die eine ausgezackte Binde um ihre Kapuze trägt. Mein Kommissär hält sie an und will ihren Namen wissen; denn, sagt er, Ihr trägt eine ausgezackte Binde! Da macht die Frau einfach die Binde los, die sie bloß mit einer Stecknadel an der Kapuze befestigt hatte, nimmt sie in die Hand und sagt: „Es ist ja nur ein Kranz (una ghirlanda)!“ Der Polizist geht weiter und stößt auf eine Dame, deren Kleid vorn mit vielen Knöpfen besetzt ist. Er sagt ihr: „Diese Knöpfe dürft Ihr nicht tragen!“ Sie antwortet aber: „Freilich darf ich; es sind ja auch gar keine Knöpfe, sondern Schnallen. Und wenn Ihr mir nicht glaubt, so seht nur genauer hin; sie haben keine Dese, und es ist auch kein Knopfloch da!“ Der Kommissär geht zu einer andern, die Hermelin trägt, und sagt ihr (indem er bei sich denkt: Was wird die wohl für eine Ausrede haben?): „Ihr tragt Hermelin!“ und will sie notieren. Die Dame antwortet: „Notiert mich nicht, um keinen Preis; das ist ja gar kein Hermelin, das sind ‚Latizzen!‘“ Der Polizist: „Was soll denn das sein, ‚Latizzen?‘“ Die Dame: „Das ist ein Tier!“ Und so steht nun mein Mann da wie ein ausgemachter Tölpel — „come bestia“, wie es mit dem Doppelsinn des italienischen Wortes heißt, das zugleich „das Tier“ (wie die fabelhaften „Latizzi“, die man freilich in keinem zoologischen Werke finden würde) und den „Dummkopf“ bezeichnet. Und so geht es noch weiter; leider findet sich hier in der Handschrift eine Lücke. Zum Glück ist die Beratung im Regierungskollegium wieder erhalten, die sich an diese Rechtfertigungsrede des mit Unrecht der Pflichtvergessenheit angeschuldigten Amerigo knüpfte. Einer meinte, es komme ihm vor, als ob sie mit dem Kopf gegen die Wand rennen wollten. Ein anderer fand, es wäre besser, man

gäbe sich mit wichtigeren Dingen ab. Ein dritter zitierte ein Sprichwort: „Wer Unglück haben will, der soll es haben!“ Und nachdem die kurz angebundenen Mitglieder der Regierung so ihrem Herzen Luft gemacht hatten, da fand es auch der in keiner Behörde fehlende Mann, der Reden halten kann, für gut, den Mund aufzutun. Er fing — natürlich — bei den alten Römern an. Er wußte aber glücklicherweise mehr, als man in der Schule lernt; er hatte, obwohl bloß ein Regierungsrat, seinen Livius gelesen und fing nun an, davon zu erzählen, wie sogar die alten Römer, die doch sonst die ganze Welt bezwungen, nichts hätten gegen ihre Frauen ausrichten können, wie diese einmal im Zorn über ein Kleidermandat auf das Kapitol gelaufen seien und dort solchen Lärm machten, daß die Männer nachgeben

mußten. Und so gab ein Wort das andere, bis man schließlich beschloß, nicht etwa das Gesetz aufzuheben — so etwas hätte der Männerstolz nie zugelassen — sondern Amerigo die Weisung zu geben, er solle der Sache ihren Lauf lassen. Und seither, fügt der Novellist hinzu, hat sich, sozusagen von Stund an, kein Beamter mehr darum gekümmert und sich wegen der Kleidermandate mit den Frauen herumgestritten und hat die Binden für Kränze und die Schnallen, Latizzen und Quasten laufen lassen. Sagt doch auch der Friulaner: „Wer eine Frau will, der will einen Herrn, und was der Herr will, da ist Hopfen und Malz verloren.“ Ob es wohl unsern modernen Gesetzen, die den Männern allerdings nicht die Kleidung, aber die Dauer des Wirtshausbesuches vorschreiben wollen, besser gehen wird?

(Schluß folgt).

Während der Messe.

Tessiner Novelle von Maja Matthey, Bellinzona.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Die Sonne färbte golden den duftigen Septembermorgen, übersäte mit grünen, zuckenden Flämmchen die Kastanienbäume, deren fruchtschwere Zweige bis zur Erde niederhingen in weitgespanntem Bogen. Das Kastanienwäldchen war der Reichtum des Bergdorfes. Dort gab es im Winter Holz zu schlagen, das im Kamin, hell aufsprasselnd, den kalten Atem der ungaslichen Zeit vertrieb. Laub war dort, dessen gelbe Menge den Leuten die Betten weich und duftend machte und ihnen Kraft einströmte in die müden abgeschafften Glieder. Es war in solcher Ueberfülle da, daß es langte, um die Ställe damit zu polstern und dem Vieh eine frische Streu zu bereiten.

Im Frühling, wenn es jung und saftig in den Nesten wuchs, zerrten die Geißen daran herum und meckerten fröhlich dazu. Bald kamen die kleinen, borstigen Ansätze der Frucht, stachen die Geißen in das Leckermaul und versingen sich in ihren wilden Zottelbärten. So blieben sie fort bis zum nächsten Lenz.

Je mehr der Sommer sich dem Herbst näherte, desto größer und stachlichter wurden die Früchte, bis sie reif waren, sich öffneten und die braunen dunkelglänzenden Maronen den Menschen in den Schoß schüttelten. Da gab es Speise für alle Mäuler und Vorrat für ein ganzes Jahr. Waren die Kerne süß und groß, so kaufte sie der Händler auf und gab den Leuten Kleider dafür oder allerlei Hausrat, wie sie es gerade brauchten. Die kleinen, ganz süßen behielten sie für sich, trockneten von dem Ueberfluß, soviel sie bedurften, und aßen die andern zu dem herben Weine, der ihnen in den Neben wuchs.

Das Kastanienwäldchen war den Dörflern die gute Gabe Gottes. Ein Moosteppich überzog seinen Grund, goldgrün und von einer zarten Weichheit, die den Fuß tief einsinken ließ.

Wenn es regnete, schossen die Schwämme daraus hervor, die breiten braunen und die safranfarbenen, ausgezackt wie eine Halskrause. Dem Pilzweiblein waren beide Arten willkommen. Mit dem Krückstock, der ihr unzertrennlicher Begleiter war, seit den Jahren, in denen ihr die Sicht steife Glieder und das Alter ungeschmeidige Sehnen geschenkt hatte, stoßerte sie die Verborgenen aus ihrer grünen Hülle hervor.

Ab und zu tauchte ein Granitblock aus dem Moose auf, dem das Wasser und der scharfe Wind Runen

und Höhlen in den steinernen Leib gegraben hatte. Solch einen Block wählten sich die Bergdörfler aus und hieben sich einen Sitz hinein. Zwar war der Sitz schmal und die steinerne Wand im Rücken steil und ohne Biegung. Aber, die dort rasteten, schmiegen sich freudig nahe aneinander und lauschten dem Schrei des Raubvogels, der über den Baumwipfeln in der Bläue kreiste, oder dem Summen der wilden Bienen, die den blühenden Ginster umschwärmten.

Das Pilzweiblein setzte sich auf den steinernen Thron und stieß den Krückstock neben sich in den Grund.

Sie hieß Marianina und sah schon siebzig Mal die Maronen im Spätsommer reifen und die braunen Früchte niederfallen in den weichen moosgrünen Schoß des Waldes.

Heute hatte sie kein Körblein bei sich, um den Segen der Bäume einzuheimsen. Ernst und mit einem Gemisch von Feierlichkeit und Erwartung schaute sie von ihrem Sitz über das Dorf, das sich in den Schutz der Felsen duckte. Die Glocken riefen zur Kirche. Sie tönten wie die Stimme Gottes in jede Hütte und brausten über die Kastanienbäume und prallten an die granitnen Felsen an, um, zurückgeworfen, zu jubeln und zu jauchzen, wie ein endlich erlöstes Geheimnis.

Das Pilzweiblein hörte den Klang der Glocken nicht. Ihre Ohren waren taub für alle Geräusche der Welt all die lange Zeit hindurch, die aus einem jungen Weibe einen armseligen Schatten schuf.

Einmal war sie eine ganze Nacht hindurch im Regen auf diesem Bänklein geessen und hatte dem Schritte gelauscht, der die Straße heraufkommen mußte von der Stadt her. Demals hatte sie so scharf hineingehört in den fallenden Regen und den Sturm, der durch die Kronen der Bäume fuhr, daß sie für alle Zeit genug gehört hatte von der Wildheit der Natur und der Qual eines Menschenherzens.

Sie war die taube Marianina geworden, die den Leuten im Dorfe die Schwämme zusammenlas im Wald und die guten von den ungunten unterscheiden konnte, besser als ein gelehrter Herr. Der beschaut sich die Dinger nur von außen, während sie ihnen in die Seele sah und wußte, wenn ein böser Geist in ihnen trachtete, die Menschen zu verderben. Solche warf sie jeweilen mit Abscheu fort, daß sie aufklatschend an den Granit-